

konnte doch nicht vergessen, daß sie Staub und Erde, zerbrechlich und sündig, hinfallige Geschöpfe waren, die seines Erbarmens bedurften. „Nimmst du ihnen den Atem, so schwinden sie hin und kehren zurück zum Staub der Erde.“

Und die Hoffnung bricht auf: „Sendest du deinen Geist aus, so werden sie alle erschaffen, und du erneuerst das Antlitz der Erde.“ Alles, auch das Volk im Exil, lebt nur, wenn Gott seinen Geist als Lebenskraft schenkt. Nur er kann die der Nichtigkeit unterworfenen Schöpfung neu machen, und er wird es tun: „Der Herr freue sich seiner Werke.“ Und mitten in der Not und Gefahr kann darum der Beter voll Zuversicht sagen: „Ich will mich freuen am Herrn.“ In der trotz allem liebevoll geordneten Welt erwies sich Gott als „Freund des Lebens“, und darum hörte der Beter – trotz Urflut und Leviatan, trotz Verstörtheit und Stauberfahrung – nicht auf, ihn zu loben: „Ich will dem Herrn singen, solange ich lebe, will meinem Gott spielen, solange ich da bin.“

Wo ein ganzes Volk in dieses bekennende Lob einstimmt, bricht es die lähmende Angst von innen her auf. Der Lobende vergißt nicht und bleibt mit seiner Vergangenheit verbunden. Eingebunden in die Geschichte, erfährt er aber Sinn für seine bedrängende Gegenwart und Hoffnung für seine Zukunft. So liegt auch für uns heute in diesem alten, von vielen Generationen überlieferten und gebeteten Psalm ein Aufruf: Wenn die großen Zusammenhänge unseres Lebens und unserer Welt nicht im Lobpreis zur Sprache kommen, gehen sie verloren und wächst die Gefahr, daß wir uns in den Problemen unserer Gegenwart verstricken. In unserer hektischen und vergeßlichen Zeit ist es lebenswichtig, wieder loben und staunen zu lernen und die Aufforderung des Psalmes zu hören: „Lobe den Herrn, meine Seele! Halleluja!“

## Bücher

### Auf Hoffnung hin geschaffen

*Michael Albus* (Hrsg.), Die Welt ist voller Hoffnung. Ein Buch der guten Initiativen, Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1984, 232 Seiten.

Der Buchtitel läßt Skepsis wachwerden. Denn die zahlreichen Krisen, die die Welt heute in Atem halten, geben alles andere als Anlaß, die Existenz von Hoffnung und heilmachenden Lebenszeichen vollmundig zu besingen. – Das, was zwischen den Buchdeckeln des voluminösen und teuren Buches zu finden ist, dämpft indes wohltuend die emphatische Behauptung des Titels. Gewiß, da ist von beachtenswerten Initiativen in nah und fern die Rede. Von Menschen, die sich der Marginalexistenzen vor ihrer Haustür annehmen und mit ihnen ein gutes Stück ihres Lebens teilen. Deutlich weisen die Berichte auf, wieviel Kraft und Frustrationstoleranz die Arbeit mit Arbeitslosen, Sonderschülern, Behinderten, Ausländern, Prostituierten, Homosexuellen, Leprösen und Hungernden erfordert. Deutlich wird aber auch: Wer an „die Hecken und Zäune“ (Mt 22, 9) der Gesellschaft geht und sich um die bemüht, die keiner will, erspürt recht bald nicht nur die tiefe Sinnhaftigkeit seines Tuns, sondern auch dessen Erfolglosigkeit und Scheitern. Gleichwohl: Keiner der Projektarbeiter, Sozialarbeiter, Pädagogen und Ordensangehörigen macht in seinem Bericht Andeutungen, seinen Sozialdienst einzustellen. Alle fühlen sich von ihrer lobbylosen Klientel in die Pflicht genommen. Die Berührung mit deren Wunden läßt sie sogar die herbe Kritik derer gelassen verkraften, deren vornehmste Aufgabe der Dienst an den Armen sein sollte: der Christen. Als ein Frankfurter Pfarrer – darüber ist in Anatol Feids brillantem Beitrag zu lesen – seine gut situierte Gemeinde verließ und im verrufenen Bahnhofsviertel zu arbeiten begann, kritisierte ein Gemeindeglied diesen Schritt mit dem Hinweis, hier sei doch nichts „für die Kirche zu holen“ . . . – Dieses Buch guter Initiativen zeigt nicht zuletzt sozial sensiblen

Gemeindechristen, wo die – kirchlich bislang nur dürtig bestellten – Weinberge des Herrn liegen. Ob die ungeschminkte Art der Berichte – sie benennen die Schwierigkeiten guter Initiativen – anregt, vor der Haustür Hand anzulegen, bleibt dahingestellt.

*Michael Scheuermann, Frankfurt am Main*

*Gerhard Lohfink*, Gottes Taten gehen weiter, Geschichtstheologie als Grundvollzug neutestamentlicher Gemeinden, Verlag Herder, Freiburg – Basel – Wien 1985, 144 Seiten.

Gerhard Lohfink ist ein origineller und produktiver Neutestamentler, der es versteht, nicht nur vor Fachpublikum von sich reden zu machen. Sein neues Buch – eine Sammlung ausgearbeiteter Predigten – zeigt einmal mehr, daß klare, verständliche Sprache und scharfsinnige theologische Reflexion einander nicht ausschließen müssen. Der Titel schlägt das Hauptthema des Buches griffig und präzise an. Es wendet sich an die christlichen Gemeinden unserer Breiten und erweist die verbreitete Geschichtslosigkeit als eigentliche Gottlosigkeit: Indem Gemeinden sich weigern, das, was in ihren Räumen geschieht, als aktuelles Handeln Gottes in heutiger Zeit zu deuten und statt dessen einzig das gestrige, biblisch beschriebene Geschichtshandeln Gottes sich in Erinnerung zu rufen, vergeben sie sich die Chance, für die heutigen Menschen Heimat zu werden. Man befragt nicht deren Erfahrungen auf Gottes Wirksamkeit, sondern ausschließlich die eines Abraham und Paulus. Vieles von dem Gequälten und Gekünstelten christlicher Glaubensvollzüge könnte überwunden werden, schenkte man der Spur Gottes in den aktuellen und leibhaftigen Lebenserfahrungen mehr Aufmerksamkeit: Errettung aus Krankheit, Befreiung von Abhängigkeit, Erfahrung von Trost und Zuwendung – all das ließe sich – mit der gebotenen Umsicht – als Taten Gottes in unseren Tagen deuten. Lohfinks Büchlein macht Mut, damit anzufangen.

*Michael Scheuermann, Frankfurt am Main*

*Erwin Neu*, Leben ist sinnvoll. Überlegungen von Naturwissenschaftlern – Aussagen der Heiligen Schrift, Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 1985, 117 Seiten.

Ausgehend von den immer offensichtlicher zutage tretenden Sinndefiziten einerseits und der hohen Plausibilität, die naturwissenschaftliches Denken in unseren Breiten genießt andererseits, unternimmt es Erwin Neu, mit Hilfe des letzteren auf die Sinnhaftigkeit aller Lebensprozesse hinzuweisen. Seitenweise zitiert der Autor Naturwissenschaftler verschiedener Fachrichtungen, um seine im Buchtitel aufgestellte Behauptung zu belegen. Weil diese Behauptung nun aber nicht kontrovers diskutiert und auf die großen Themen und Entwicklungslinien des bis heute nicht unproblematischen Miteinanders von Naturwissenschaft und Theologie kaum Bezug genommen wird, gelingt es nicht, belangvoll über den Beitrag der Naturwissenschaften zur Sinnfrage zu informieren. Der Leser wird gelangweilt und nach „herzhafterer Kost“ Ausschau halten müssen\*. Neus Ausführungen räumen auch der Sinnleere – im Gegensatz zur Heiligen Schrift – kaum ihre Existenzberechtigung ein. Mit keinem Wort geht der Verfasser auf die Lebenssinn bedrohenden, weil weitgehend bar jeglicher ethischen Schranken und gesetzlichen Auflagen operierenden Gentechniker ein. Wer diese aktuellen Entwicklungen unerwähnt läßt, wird wenig Gehör finden.

*Michael Scheuermann, Frankfurt am Main*

*Rupert Feneberg*, Gerechtigkeit schafft Frieden. Die Katholische Friedensethik im Atomzeitalter, Kösel-Verlag, München 1985, 199 Seiten.

Drei Jahre sind seit der Nachrüstungsdebatte in der BRD verflossen, drei Jahre auch seit Erscheinen des Hirtenbriefes der deutschen Bischöfe „Gerechtigkeit schafft Frieden“. Eine zureichende Auseinandersetzung mit diesem Hirtenbrief hat nicht stattgefunden. Seine Widersprüchlichkeit und nachfolgende offiziöse Kommentierungen haben ihm viel von seiner Durchschlagskraft genommen. Er verdient jedoch nach wie vor Beachtung. Feneberg möchte ihn für die weitere Diskussion fruchtbar machen. Deshalb macht er die weiterführenden Elemente stark und bemüht sich um ihre Rezeption.

\* Folgendes bietet sich – immer noch – an: *H. Fries – P. Glockmann*, Ich sehe keinen Gott. Ein freimütiger Dialog zwischen Naturwissenschaft und Theologie, Freiburg 1973.

Ein weiterführendes Element des Hirtenbriefes ist, daß die deutschen Bischöfe mit Johannes Paul II. die Abschreckung „lediglich noch als Mittel der Friedenssicherung“ und nur unter „strengsten Bedingungen“ dulden wollen. Damit können sich christliche Politiker „zum ersten Mal für eine weitere Eskalation der Rüstungsspirale in Zukunft der Zustimmung der Kirche nicht mehr sicher sein“. – Wieweit tragen die Argumente, die für diese neue Einsicht stehen? Der Verfasser untersucht den Gebrauch, der durch die deutschen Bischöfe vom naturrechtlichen Argument des „Gerechten Krieges“ in diesem Jahrhundert schon gemacht wurde und in „Gerechtigkeit schafft Frieden“ wieder gemacht wird. Er stellt fest, daß immer dann, wenn sich die katholische Kirche staatsloyal erweisen wollte, das Theorem vom „Gerechten Krieg“ die führende Argumentationsrolle eingenommen hat. Dies war der Fall zu Beginn des Ersten Weltkrieges; dann ab der bischöflichen Kundgebung vom 28. März 1933, in der sich der Episkopat mit der Anerkennung der „rechtmäßigen Obrigkeit“ de facto auch in der Beurteilung eines neuen und möglichen Krieges festlegte; dann anlässlich der Wiederbewaffnung (1950/51); schließlich anlässlich der Diskussion um die Einführung der atomaren Bewaffnung (1958). Nach dem Ersten Weltkrieg bis 1933 teilte dagegen der Episkopat die Auffassung des Friedensbundes Deutscher Katholiken, daß die Bedingungen für die Führung eines gerechten Krieges unter unseren Verhältnissen nicht gegeben sein können. Deshalb bildete damals die Bergpredigt die vorgeordnete und bestimmende Argumentation. Für den Rezensenten ist dabei besonders interessant, daß es also katholischerseits eine der evangelischen Auseinandersetzung um die Tragfähigkeit der natürlichen Theologie durchaus entsprechende Problemstellung gab.

Eine in unserer Situation greifende, theologische Friedensethik wird eine politische Ethik aus dem Geist der Bergpredigt verordnen und eine Verselbständigung des naturrechtlichen Theorems vom „Gerechten Krieg“ verhindern müssen. Inwieweit ist dies dem Hirtenbrief gelungen?

In dreierlei Hinsicht reicht der Hirtenbrief ein „nur halbvolles Glas“: 1. Feindesliebe wird als ein Imperativ kirchlicher Friedensförderung, nicht aber staatlicher Friedenssicherung betrachtet. Dies erklärt die Halbherzigkeiten bei den Themen Dialog, Empathie und Vorleistung. 2. Der Begriff „gerechte Verteidigung“ hält zwei Fiktionen aufrecht: die Verteidigbarkeit der Bundesrepublik und die Kontrollierbarkeit eines nuklearen Einsatzes. 3. Schließlich verstricken sich die drei Bedingungen, unter denen der Hirtenbrief den Besitz von Atomwaffen noch gestattet, in logische, psychologische und ethische Widersprüche. Wie kommt es zu dieser Halbheit? Zum Versagen der Kirche am 28. März 1933 haben drei Gründe geführt: „Die Trennung von religiösem und politischem Bereich, die unkritische Einstellung zur Obrigkeit und ein unreflektierter Antibolschewismus.“ Dieselben Gründe erklären nach Feneberg auch die Inkonsequenz des Hirtenwortes im Jahre 1983. Zwar wird der Frieden angestrebt, aber der Krieg nicht entschieden und mit allen Konsequenzen ausgeschlossen.

Der Rezensent ist beeindruckt von der Stringenz der geschichtlichen Argumentation und ihrer hartnäckigen Herausforderung. Es ist ein tapferes Buch und eine Zumutung ersten Ranges an die Bischöfe, die Seelsorger, aber auch an jeden bundesrepublikanischen Katholiken. Allerdings läßt der Verfasser die Frage nach einer Ethik des Überganges von einem unsittlichen zu einem sittlich verantwortbaren Zustand unter Vermeidung der höheren Wahrscheinlichkeit eines kriegerischen Konfliktes, also unter Wahrung der Abhaltefähigkeit, offen. Die Bergpredigt, so scheint mir, spricht auch daran nicht vorbei.

*Hermann Pius Siller, Frankfurt am Main*

*Thomas Pröpper, Erlösungsglaube und Freiheitsgeschichte. Eine Skizze zur Soteriologie, Kösel-Verlag, München 1985, 146 Seiten.*

Anliegen Pröppers ist es, den Sinn des Erlösungsglaubens in seinen Grundzügen so zu entfalten, daß die vielschichtigen Problemlagen, auf die ein solches Bekenntnis heute trifft, von Anfang an mitberücksichtigt werden und wie ein „roter Faden“ die Überle-

gungen durchziehen. Wie fremd der Erlösungsgedanke dem zeitgenössischen Selbst- und Wirklichkeitsverständnis geworden ist, belegen eindrucksvoll literarische Hinweise und exemplarische Kurzanalysen zur Gegenwartssituation (1. Kap.). Demgegenüber stehen das maßgebliche Zeugnis des Neuen Testaments und die theologische Tradition, wonach wir es beim Erlösungszeugnis mit der unaufgebbaren Mitte des christlichen Glaubens zu tun haben. Seine Bestreitung, aber auch eine Einstellung, die ihm praktisch keine Relevanz mehr zuschreibt, tangieren also nicht ein Randgebiet, sondern das zentrale Bekenntnis, daß Gott in Jesus Christus „für uns Menschen und zu unserem Heil“ gehandelt hat.

Eine heutige Soteriologie hat nach Meinung des Verfassers so anzusetzen, daß sie sich auf die Freiheitsthematik, wie sie in der Neuzeit zum vorrangigen Paradigma des menschlichen Selbstverständnisses geworden ist, vorbehaltlos einläßt, und zwar aus der Überzeugung heraus, daß sich dabei auch die Theologie bei ihrem eigenen Thema befindet. Sie hat sich also in den Streit um die Begründung und Sinnbestimmung menschlicher Freiheit einzumischen und in ihm das Angebot des Evangeliums als plausibel aufzuweisen und darzulegen. Dieser Forderung wird vom Verfasser in Auseinandersetzung mit den theologischen Entwürfen von J. B. Metz, J. Moltmann und H. Peukert Rechnung getragen. Das Kernstück bildet eine systematische Skizze, die eine Explikation des christlichen Glaubens an Erlösung im Rahmen einer Analytik der Freiheit vornimmt (7. Kap.).

Die in diesem Buch vorgetragene Gedankenführung ist konzentriert und dicht; der in sie eingeflossene reichhaltige Wissenshintergrund wird meist nur in knappen Hinweisen angedeutet, gelegentlich in einigen Anmerkungen ausführlich präsentiert. Und doch zeichnet dieses Buch eine gute und leicht lesbare Sprache aus. Zustandegewonnen ist so eine für den Leser gut nachvollziehbare zusammenhängende Darstellung des christlichen Glaubens, die vom Interesse an seiner menschlichen Relevanz geleitet und durchdrungen ist. Denkendes Engagement und gläubige Entschiedenheit sind in überzeugender Weise miteinander verbunden.

Nicht zuletzt das unterstreicht die besondere Bedeutung dieses theologischen Ansatzes auch für Theorie und Praxis pastoralen Handelns. Für die praktische Theologie vermittelt er grundlegende Bestimmungen zur „Logik und Relevanz gläubiger Praxis“ unter den Bedingungen der Gegenwartssituation, die zugleich für die pastorale Arbeit hilfreiche und weitreichende Perspektiven an die Hand geben. *Norbert Mette, Paderborn*

*Franz König und Karl Rahner (Hrsg.), Europa – Horizonte der Hoffnung, Verlag Styria, Graz – Wien – Köln 1983, 264 Seiten.*

Mit diesem Buch wollen die Herausgeber Kardinal Franz König und der verstorbene Theologe Karl Rahner der Überzeugung Ausdruck geben, daß es für Europa zwischen Utopie und Resignation einen Weg in die Zukunft gibt. Die insgesamt elf Beiträge, die Entwicklung und Zukunftsaussichten Europas aus den verschiedensten Aspekten behandeln, sind unabhängig voneinander entstanden und haben doch einen gemeinsamen Tenor, nämlich: Daß Europa trotz aller Zerrissenheit und realpolitischen Gegebenheiten eine geistige Einheit ist, die ihre Wurzeln in einer gemeinsamen Geschichte und in gemeinsamen christlichen Werten hat. Daß Europa Ausgangspunkt der Weltzivilisation war, die trotz aller Probleme und negativer Begleiterscheinungen nicht rückgängig gemacht werden kann und soll. Daß den Gefahren der Nivellierung und Standardisierung innerhalb der Weltzivilisation aber entgegenzuwirken sei, und zwar durch Bewahrung und Entwicklung des Eigenlebens von Regionen und menschlichen Lebensgruppen sowie ihres spezifischen Lebensstils. In diesem Sinn habe Europa die Pflicht und das Recht, unter Wahrung seiner geschichtlichen und kulturellen Identität seinen Platz innerhalb der Völkerfamilie auch in Zukunft einzunehmen. Die Menschen dieses Kontinents mögen ihre Erfahrungen und ihre schöpferischen Fähigkeiten für die Aufgaben, die der Menschheit in Zukunft gestellt sind, einsetzen, um einen Mittelweg zwischen Einheit und Vielfalt zu finden und die globale friedliche Koexistenz zu ermöglichen. „Europa – Horizonte der Hoffnung“ – eine nicht immer leicht lesbare, aber fun-

dierte Zusammenschau über das Phänomen Europa, die eine Fülle von Denkanstößen gibt und den Leser nicht ohne Hoffnung und Ansporn entläßt. *Henk Landman, Wien*

## **Bibelleser und Bibelkritik**

*Maria Kassel*, *Biblische Urbilder*, Pfeiffer-Verlag, München 1980 (21982), 320 Seiten.

Als Religionspädagogin ist Maria Kassel an der Vermittlung interessiert. Sie sieht die Barrieren: die einer wissenschaftlichen Exegese und die dogmatisch-moralischer „Abwehrschranken“ (190) innerhalb kirchlicher Verkündigung und Lehre. Deshalb versucht sie neue Zugangswege, unmittelbare, existentielle, von denen Menschen betroffen sein können. Es ist der Autorin abzuspüren, wie intensiv sie in den biblischen Texten lebt, sie „beherrscht“ ja auch den „gewohnten exegetisch-theologischen Blickpunkt“ (236) und weiß ihm im Rahmen des postulierten Methodenpluralismus einen sinnvollen Platz zuzuweisen. Sie will vielleicht nicht wie einstmals Comenius „alle Menschen alles lehren“, aber doch die Bibel nicht den durch mangelnde Qualifikationen Unterprivilegierten vorenthalten (vgl. die „Spontanmethoden“ [189]). Die tiefenpsychologische Auslegung nach C. G. Jung erscheint ihr als geeignet, neue Dimensionen auch innerhalb der biblischen Texte selbst zu entdecken.

Maria Kassel nimmt ihren Ausgang von der Kritik an einer objektivistischen historisch-kritischen Methode, die Elemente subjektiver Betroffenheit bewußt ausklammert, um dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit zu genügen. An diesem Punkt erhebt sich die erste Frage: Diese Kritik trifft eine weitverbreitete Praxis, die aber von einem differenzierten Wissenschaftsbegriff her längst selbst der Kritik unterworfen wurde. Daß das reduktive Modell der Naturwissenschaften nicht ausreicht, die komplexe geschichtliche Lebenswirklichkeit des Menschen zu erfassen, ist inzwischen klar. Selbst der Altmeister der historischen Kritik, Rudolf Bultmann, war sich dessen bewußt und hat nicht aufgehört, nach dem „tua res agitur“ zu fragen (wie immer man seine existentielle Inter-

pretation beurteilen mag). Diese Art „Abhebung“ ist zu simpel.

Weiters darf die Kritik an der historischen Kritik nicht zum Verlust der geschichtlichen Dimension führen, wie das in der Archetypenstruktur C. G. Jungs grundgelegt ist. Im Gegensatz von historischen Fakten und individueller Psychostruktur ist das Problem der Geschichte nicht zu lösen. Gefühle, Bewußtsein sind geschichtlich geprägt, also nicht aus dem soziokulturellen und politischen Kontext zu lösen. Auch die Modellbildung der Psychoanalyse selbst unterliegt geschichtlichen Bedingungen. Zudem ist der Begriff „Individuum“, den die Autorin oftmals verwendet, ein neuzeitlicher Begriff mit eigenen geschichtlichen Wurzeln, und es bleibt fragwürdig, ob damit Bewußtsein und Selbstverständnis bzw. Lebensdeutung von Nomaden 2000 Jahre v. Chr. erfaßt werden können. Die Rückprojektion liegt auf der Hand. Es müßte im Gegenteil durch vermehrte geschichtliche Forschung, die mehrdimensional arbeitet und sich nicht auf historische Kritik beschränkt, die komplexe Lebenswelt der Bibel erhoben werden. Das ist heute, auch im Bereich der Geschichtsdidaktik, geübte Praxis. Dann kann sich allerdings herausstellen, daß uns viel Fremdes entgegentritt, mehr als wir erwartet haben.

Mit einer solchen Erfahrung des Fremden umzugehen, wäre eine Aufgabe des Bibellesers. Unausgesprochen steht auch der Bibelleser im Mittelpunkt des Buches. Die psychoanalytische Methode, die Frau Kassel praktiziert, sagt wenig über die Bibel, aber viel über die Probleme des Bibellesers. Hier ist die Methode auch angemessen. Damit stellt sich das Grundproblem einer psychoanalytischen Exegese, das die Autorin leider nicht einmal thematisiert: Übertragung und Gegenübertragung als wechselseitiges Verhältnis zwischen Patient und Therapeut ist für die Begegnung zwischen Hilfesuchendem und Helfer konstitutiv. Auch in nicht-analytischen Modellen der Therapie bildet die Begegnung zwischen Menschen die Basis eines möglichen Heilungsprozesses. Dabei kommt es nicht so sehr darauf an, welches hinter dieser Praxis stehende theoretische Modell einem anderen überlegen wäre, sondern auf die Möglichkeit einer menschlichen